

tiert. Die interne Rekrutierung der Führungseliten dient nicht zuletzt dazu, die unerwünschte ausländische Wirtschaftskonkurrenz auf Distanz zu halten. Für die Japaner sind Verzögerungstaktiken bei der Patentanmeldung ausländischer Erfinder, ein geschlossenes Distributionssystem, Dumpingpreise oder Preisabsprachen japanischer Anbieter (gegenüber ausländischen Auftraggebern) durchaus legitime Mittel, zum Wohle der japanischen Gesellschaft die eigene Wirtschaft auf ganz unkapitalistische Art und Weise vor dem „Freihandel“ zu schützen.

Bedauerlicherweise verzichtet auch *Johnson* – wie *Wood* – auf eine Verknüpfung der Beobachtungen auf der makroökonomischen Ebene mit einer Analyse einzelner Branchen- und Unternehmensorganisationen. Es wäre sicher eine große Bereicherung nicht nur für das an Fragen des Managements interessierte Publikum gewesen, hätte der Autor aufgezeigt, wie die für den japanischen Kapitalismus typischen Institutionen betriebliche Managementmodelle bedingen oder verfestigen.

Profund sind dagegen die Ausführungen über die bilateralen Beziehungen Japans zu seinen wichtigsten Handelspartnern. Besonders lesenswert ist das Kapitel über die Bedeutung Chinas für Japan, die sich in diesem Jahrhun-

dert mehrere Male verschoben hat, und die Rolle Japans als Entwicklungsprototyp für andere asiatische Staaten. Die Beziehung zum „großen Bruder“ USA nimmt jedoch den Schwerpunkt ein. Der Hegemon sah in Japan fast 50 Jahre lang einen strategischen Partner für die Sicherheit vor dem asiatischen Kommunismus.

Solange sich Japan zu einem wie auch immer gearteten Kapitalismus und zur Verfassungsdemokratie bekannte, war auch die alleinige Vorherrschaft der LDP gesichert, die *Johnson* für undemokratisch und korrupt hält. Unter den außenpolitischen Veränderungen nach dem Ende des Kalten Krieges wird sich nicht nur das amerikanisch-japanische Verhältnis entscheidend wandeln, sondern auch die japanische Innenpolitik, so der Autor. Bei der letzteren sieht *Johnson* durchaus Möglichkeiten zu Reformen und Regierungskoalitionen jenseits der LDP. Wie diese aussehen könnten, bleibt allerdings genauso vage wie die Szenarien zur zukünftigen außenpolitischen Rolle Japans. Was die wachsende Bedeutung der gesamten asiatischen Staaten als Handels- und Sicherheitspartner innerhalb der globalen Staatengemeinschaft angeht, führt *Johnsons* lediglich die neuen Herausforderungen an die USA aus, nicht aber die an Japan.

Susanne Giesecke

**Erik Porath (Hrsg.), Aufzeichnung und Analyse. Theorien und Techniken des Gedächtnisses, Königshausen & Neumann, Würzburg 1995, 207 S.**

Der vorliegende Band ist die Dokumentation einer Tagung, die im Sommer 1992 in Emsen bei Hamburg stattfand. Obwohl dies schon eine Weile her ist, vermag es der Tagungsleiter und Herausgeber des Bandes in seiner langen „Vorerinnerung“ nicht, in das Thema „Gedächtnis“ einzuführen. Sein eigener Beitrag hätte sehr viel klarer exponieren können, um was es geht – nämlich um eine funktionale Konzeption des Gedächtnisses im Unterschied zu den herkömmlichen substanzialen Auffassungen, die Gedächtnis mit „Speicher“ usw. in Verbindung bringen. In der ärgerlichen Einführung dagegen gefällt sich *Erik Porath* in (im schlechten Sinne) „philosophischen“ Auslassungen allgemeinsten Art. Borges und Baudrillard, Rorty und Putnam, Theweleit und Kittler, Lacan und Benjamin müssen in den Fußnoten die Weitschweifigkeiten des Autors sekundieren, während die von ihm herausgegebenen Autoren nur beiläufig angeschnitten werden. Die vielen Rechtschreibfehler, auf die man nicht nur in der Vorerinnerung stößt (von den notorisch und zum Teil grotesk falsch geschriebenen grie-

chischen Termini ganz zu schweigen), lassen das ungute Gefühl aufkommen, daß nicht nur der Herausgeber, sondern auch der Verlag Lektorat und Redaktion nicht sonderlich ernst genommen haben.

Der Band ist in zwei Teile geteilt: der erste besteht aus systematischen Ansätzen zu einer noch nicht existierenden Theorie des Gedächtnisses, der zweite aus einer eher rhapsodischen Reihung von im weitesten Sinne kulturwissenschaftlichen Betrachtungen; man kann dort allerlei Wissenswertes über die Dilthey-Ebbinghaus-Kontroverse über das Gedächtnis erfahren (*Nicole D. Schmidt*), es wird ernst über das Gedächtnis in der postkolonialen Literatur am Beispiel Naipauls und Rushdies (*Helga Schwalm*) berichtet und lustig über das Gedächtnis bei Tieren, insbesondere Papageien (*Raimund Seigies*). Eine kleine kluge Philosophie der Reliquie (*Karl-Josef Pazzini*) findet sich neben einer launigen Gedächtnisanalyse des von Arnold Schwarzeneggers gespielten Helden im Film *Total Recall* (*Heribert Simmel*). Den Abschluß bildet eine Rückerinnerung an unsere Zeit, in der sich alles ein wenig nach Baudrillard anhört; da der Meister mittlerweile aber sein bester Kopist geworden ist, wirkt dieser Abgesang etwas präventiös.

Aber zum Thema Gedächtnis.

Einerseits gibt es das immer noch vorherrschende Maschinen-Analogon, demgemäß das Gedächtnis eine Art (passiver) Speicher ist, aus dem qua Erinnerung Daten ausgelesen werden. Andererseits, und das ist zweifellos der nicht nur philosophisch interessantere Ansatz, wird das Gedächtnis selbst als ein dynamisches Medium betrachtet, als ein „Feld möglicher Praktiken“ der Bewußtseinsfunktion Erinnerung. Daß das Gedächtnis eine gewisse „Selbsttätigkeit“ aufweist (wie sie bei Proust etwa in der „memoire involontaire“ literarischen Rang besitzt), ist dabei ein Grundphänomen, dem sich die Gedächtnisforschung zu stellen hat; an solchen Phänomenen wie der Abschottung des Gedächtnisses gegen den willkürlichen Zugriff, dem plötzlichen Auftauchen von Gedächtnisinhalten (Epiphanien) und ganz allgemein am Phänomen des Vergessens zeigt sich die Unzulänglichkeit des Computermodells von Gedächtnis, worin solches lediglich als Dysfunktion beschrieben werden kann. So spielt das Vergessen in nahezu allen Beiträgen eine wichtige Rolle und bildet zu recht den roten Faden des Bandes. *Walter Reese-Schäfer* trifft zunächst eine hilfreiche Unterscheidung innerhalb des Begriffs von Gedächtnis, die es erlaubt, die lediglich durch Äquivokationen im Begriff Ge-

dächtnis hervorgerufenen Probleme zu eliminieren. Er unterscheidet zwischen einem „externen“ Gedächtnis (Informations-, „speicher“ aller Art, etwa Bücher, Archive, Mythen oder elektronische Massenspeicher) und einem „internen“ Gedächtnis, demjenigen des einzelnen Menschen. Dieses läßt sich nun wiederum in ein „natürliches“ und ein „künstliches“ unterteilen. Während die externen Gedächtnisse immer künstlich sind, ist das interne Gedächtnis dies lediglich dann, wenn es sich mnemotechnischer Mittel zur Erinnerung bedient, die heutzutage mehr und mehr durch die externen Gedächtnistechniken ersetzt werden können. Das „natürliche“ Gedächtnis dagegen zeichnet sich nun gerade durch sein Eigenleben aus, was derjenige übersehen muß, der reduktionistisch die „natürliche“ Gedächtnisleistung mit ihren unvorhersehbaren Erinnerungssprüngen und Lernbarrieren usw. gegenüber dem Ideal eines homogenen und daher jederzeit den Abruf von (gewünschten) Informationen ermöglichenden Gedächtnisses abqualifiziert. Das Vergessen, als eine wesentliche Leistung des natürlichen Gedächtnisses, ist dagegen nicht in irgendeiner Weise zu kalkulieren: es gibt keine Technik des Vergessens wie es etwa Techniken der Erinnerung gibt, welche eben nur den künstlichen Bereich des internen Ge-

dächtnisses betreffen. Die modernen Speichertechniken entlasten somit auch nur von den Techniken des künstlichen Gedächtnisses: Taschenrechner können das Kopfrechnen ersetzen, nicht aber die mathematische Ideation. *Reese-Schäfer* geht technikoptimistisch noch einen Schritt weiter und behauptet, daß die zunehmende Ersetzung der Mnemotechniken durch Techniken der externen Speichermedien (sprich Computerprogramme) das interne Gedächtnis und damit das natürliche freizusetzen vermögen. Die „narzißtischen Kränkungen“, die ein Mensch angesichts dieser Medien erfährt (Günter Anders nannte dies die „prometheische Scham“) führt er eher auf einen Mangel an politischer und ästhetischer Urteilskraft zurück, für die er dann auch ein starkes Plädoyer hält.

Die Wichtigkeit des Vergessens für die Erinnerung stellt auch *Ludger Heidbrink* in seinem Beitrag über Melancholie, Geschichte und Erinnerung heraus. Melancholie ist dabei gerade diejenige Haltung zum Vergangenen, die diesem seinen (nicht eingelösten) Zukunftshorizont zurückzugeben imstande ist. Hier liegt der Rückbezug zu Walter Benjamins Thesen „Über den Begriff der Geschichte“ nahe, worin ja gefordert wird, daß eine Geschichtsbetrachtung sich Vergangenen so zu stellen habe, daß dessen Potentiale in

der Jetztzeit eingelöst werden können. Leider interpretiert *Heidbrink* Benjamin auf der Folie des Utopismus: Benjamins Gedanke, daß wir gleichsam Verantwortung für die Opfer der Vergangenheit haben, würde voraussetzen, „daß vergangene Ereignisse in die Gegenwart in moralisch verpflichtender Weise hereinwirken und in der Zukunft abgegolten werden können.“ (S. 47) Dies ist nun gerade nicht der Gedanke Benjamins, der von „Zukunft“ aus systematischen Gründen gar nicht sprechen kann: der Engel der Geschichte ist der Vergangenheit zugewandt. Benjamin entwickelt gegen den Historismus einen Begriff von Gegenwart bzw. „Jetztzeit“, der mit dem Gedanken einer Kontinuität von Geschichte, über die hinweg allein moralische Verpflichtungen transportiert werden könnten, bricht. Nur in der als Stillstand der geschichtlichen Zeit begriffenen Gegenwart kann eine „Erlösung“ der im Vergangenen schlummernden, vergessenen Handlungsmöglichkeiten stattfinden. Die Unterstellung, daß bei Benjamin „der historische Prozeß von einer transzendenten Position aus als Ganzheit interpretiert wird“ (S. 47), ist die unexplizierte Voraussetzung des Historismus, gegen den Benjamin sich explizit wendet.<sup>1</sup>

*Hans-Christoph Koller* in seinem Beitrag über Benjamins

„Berliner Kindheit“ weist im zweiten Teil des Bandes aus einer erziehungswissenschaftlichen Perspektive sehr richtig auf die interpretatorischen Leistungen des Gedächtnisses hin. Die Einheit des Gedächtnis ist dabei selbst ein Konstrukt, eine „Bildung“.

Nach dem sehr um thanatologischen Tiefsinn bemühten Beitrag von *Christian Schlüter*, der aus einer weit zurückgelehnten Perspektive auf die eigene Kultur gegen das heute wohlfeile Schreckbild des „Ekstatikers elektronischer Universalität, Miniaturisierung oder Unsterblichkeit“ (S. 61) geschrieben ist, versucht *Bernhard H. F. Taureck* eine Klärung des Begriffs des Vergangenen. Die Analyse verdeutlicht, daß es sehr wohl sinnvoll sein kann, davon zu sprechen, daß Vergangenes gegenwärtig ist. *Taureck* wählt als Motto seines Beitrages die berühmte Stelle „Quid est ergo tempus?“ aus Augustins *Confessiones* Buch 11, 14; im Kapitel 20 dieses Werkes hätte *Taureck* seine These wortwörtlich abschreiben können: nicht die Vergangenheit ist eine der drei Zeiten, sondern „die Gegenwart des Vergangenen“. Überhaupt ist es verwunderlich, daß die memoria-Lehre des Augustinus (v.a. *Confessiones* Buch 10) von keinem der überwiegend philosophisch arbeitenden Autoren überhaupt nur erwähnt wird; viele der Merkwürdigkeiten des Gedäch-

nisses, so vor allem seine Konstruktivität, werden bei Augustinus, wenn auch nicht erklärt, so doch sehr genau beschrieben. Es dürfte hilfreich sein, zumal die Klage über das Fehlen einer Theorie des Gedächtnisses zu recht besteht, sich an dieser avancierten klassischen Phänomenologie des Gedächtnisses abzuarbeiten. Da *Taureck* mit der Attitüde des Analytikers dies nicht tut, wirkt die ganze Problematik, die er um den Begriff des Vergangenen und dessen ontologischen Status rankt, einigermäßen überholt.

Der von *Erik Porath* programmatisch vorgestellte Ansatz würde zur befriedigenden Explikation sicherlich ein eigenes Buch erfordern, so daß ich hier wegen der Vielzahl der gedanklichen Schritte als Rezensent passen muß und lieber das Buch von Herrn Porath abwarte, das ich – versprochen! – lesen werde. Das Programm imponiert in seinem Anspruch: Von einer einerseits von der Systemtheorie und dem Radikalen Konstruktivismus, andererseits von Nietzsche inspirierten Beschreibung des Bewußtseins als Selektionsfunktion (Stichwort: „Vergessen“) gelangt *Porath* über die Bestimmung der Kommunikation als „koordinierte Selektivität“ (Luhmann) bis in die Dimension des irreduzibel ethischen Verhältnisses zum anderen Menschen. Das Gedächtnis nimmt hierbei

eine Schlüsselstellung ein: es ist der Ort „der Fremdheit in uns selbst“ (S. 96), derjenige Ort also, der es erlaubt, uns „selbständig auf anderes zu beziehen, ohne von dessen Gegenwart abhängig zu sein“. Damit wird nichts weniger gesagt, als daß es ohne Gedächtnis auch kein Alteritätsverhältnis und damit auch keine Ethik geben kann. Nimmt man einmal Levinas' Bestimmung des Anderen als die Vergangenheit, die nie Gegenwart war (und daher eine beständige Herausforderung meiner selbst darstellt) hinzu, so stellt sich einmal mehr heraus, daß eine Theorie des Gedächtnisses eine Bestimmung dessen beinhalten muß, inwiefern es Vergangenes „gibt“.

Der fragliche Status des Vergangenen, welcher der problematische Kern einer Theorie des Gedächtnisses zu sein scheint, ist auch das Thema der ausgesprochen klaren und klugen Foucault-Analyse von *Kirsten Hebel*, die mir den größten Eindruck hinterlassen hat. Auch hier ist es die Gegenwart des interpretierenden Individuums, in der allein so etwas wie Vergangenheit thematisierbar ist, so daß auch die Diskursanalyse nichts anderes ist als „die philosophische Transformation der Geschichte in Gegenwart“, und nicht, wie man immer noch allerorten hören kann, eine Art Historismus des Denkens.

Welche Rolle spielt hierbei Gedächtnis? Die Archive, die externen Gedächtnisse mit ihren „Informationen“, sind ja stumm. Dagegen gestalten sich die Individuen „darin, wie sie von sich sprechen“ (S. 114). Über die Gedächtnisse, externe und interne, setzt ein Ich mit einem vergangenen Zustand sich in Beziehung, das Ich ist überhaupt nur als diese Differenz. So erzeugt sich seine eigene Kontinuität als Zeit.

Insgesamt: ein sehr durchwachsesenes Buch, das zumindest klar macht, daß es eine befriedigende Theorie des Gedächtnisses weiterhin nicht gibt. Eine solche Theorie ist abhängig von einer Zeitkonzeption, die es erlauben würde, den Status des Vergangenen anders als durch Beiordnung zu Gegenwärtigem und Zukünftigem zu bestimmen. Vielleicht gäbe es hier in der Phänomenologie und ihrem „Präsentismus“ Anknüpfungspunkte. Die Lektüre ist gerade wegen der „Unfertigkeit“ der Gedächtnisforschung sehr spannend, auch wenn der zuweilen esoterische Jargon einen Nichteingeweihten außen vor läßt. Aber es ist beim Lesen wie beim Perlentauchen: viele leere Schalen werden aufgewogen, wenn sich ab und an eine Perle findet.

Andreas Luckner

1 Vgl. W. Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, These XIV-XVII, in: *Illuminationen*, S. 258ff.